

BARBARA

KENNEWEG

Roman

HAUS



FÜR EINE

PERSON

ullstein 

Mund stets den Klang von Bewunderung und Wohlwollen, was wohl daran lag, dass sie den größeren Teil ihres Lebens ohne Mann hatte zurechtkommen müssen. Opa Viktor war nach vier Jahren Ehe den Heldentod gestorben und hatte sie als fünfundzwanzigjährige Witwe mit zwei Söhnen zurückgelassen.

Über Opa Viktor weiß ich nicht viel. Ich habe nie eine Anekdote über ihn gehört, erst recht keinen Scherz. Vielleicht war er ein ernster Mensch. In jedem Fall war er ein erfolgreicher Geschäftsmann. Er hatte ein kleines Gut in der Nähe von Danzig geerbt. Statt Bauer zu werden wie seine Vorfahren, gründete er von dem Geld, das sein Land abwarf, eine Zuckerfabrik. Von den durch preußische Planung und polnische Hände erarbeiteten Gewinnen baute er wenig später eine weitere Fabrik auf, die Lutschbonbons im großen Stil herstellte und bereits in den

späten zwanziger Jahren halb Preußen mit Pfefferminzdrops versorgte. Schließlich, selbst kaum dreißigjährig, kaufte er mit seinem inzwischen beachtlichen Kapital deutsche Chemieaktien. Die benachbarten Gutsbesitzer lachten ihn deswegen aus, aber 1940 war er reicher als sie alle zusammen.

Es war die Investition in Chemiekonzerne der Weimarer Republik, die letztlich den Weg bis zu mir schaffte. Das zweite und das dritte Reich gingen unter, Land und Gut, Zucker und Bonbons, Gemälde und Familiensilber gingen verloren, Identitäten wurden umgewälzt. Mein Großvater erfror 1942 vor Stalingrad. Allein die Aktien haben den Weltkrieg überdauert, wundersamerweise haben sie sogar zugelegt, trotz des Krieges. Oder dank des Krieges? Wer weiß.

In den fünfziger Jahren vermehrte sich das Kapital in erstaunlichem Tempo. Durch den

Marshallplan, durch die geretteten Großindustriellen, durch die fleißige Arbeiterklasse, die verbissen schuftete, um sich einen Opel und einen Farbfernseher leisten zu können. Allerdings bin ich nicht sicher, was Opa Viktor denken würde, wenn er mich, statt auf der zum Park führenden Freitreppe seines Gutes, in meinem schäbigen Bungalow neben dem S-Bahn-Ring sähe. Bestimmt müsste er weinen.

Eigentlich muss man lachen, wenn man mein Häuschen sieht. Es wirkt wie ein Modell, ein Pappding, eine Persiflage. Ein Herr Kurzmann hat es sich nach dem Krieg zusammengebastelt. Kurt Kurzmann, klingt fast so albern wie Rosa Lux. Passt also. Mit seinen eigenen Händen hat er gemauert und gezimmert, mit viel Schweiß und soeben ausreichendem Sachverstand, mit gutem Willen und gemausten Steinen, mit

störrischer Energie und proletarischem Stolz. Ich habe mir zum Wohnen ein Relikt ausgesucht, ein DDR-Kuriosum.

Irgendwie muss Herr Kurzmann das Grundstück Anfang der sechziger Jahre der Verwaltung abgeschwatzt haben, auf nicht mehr nachprüfbaren Wegen, durch nicht mehr zu ergründende Beziehungen. Die Nachbarn munkeln etwas von Verbindungen zur Staatssicherheit, doch nur in Andeutungen, die kaum verfänglicher klingen als eine Redewendung. Wenn ich nachfrage, blicken sie unsicher an mir vorbei und wechseln das Thema. Entweder wissen sie nichts Genaueres, oder sie haben selbst das ein oder andere zu verbergen.

Städtebaulich betrachtet müsste man mein Haus abreißen, dafür eine hübsche Trauerweide auf die Ecke pflanzen. Doch weit davon entfernt, die ungünstige Lage etwa

hinter Hecken und Büschen zu verstecken, blickt meine Hütte mit trotzigem Klassenbewusstsein über eine Reihe zwergwüchsiger Grabkoniferen hinweg auf die Fensterfronten der Nachbarn. Brauchte Kurzmann aus praktischen Gründen den freien Blick?

Ich stelle ihn mir als dicklichen Typen mit grauer Haut und fettigen Haaren vor, die sorgsam über seine Halbglatze gekämmt sind. Sehe ihn auf seinem Gartenstuhl hinter den Zwergkoniferen hocken mit Sonnenbrille und Lederjacke, wie er als proletarischer Freizeitspitzel das Bürgertum in Angst und Schrecken versetzt. Ein Bilderbuch-IM, wie ihn selbst das neue deutsche Kino nicht klischeehafter hinbekäme.

Ich habe im Haus zwei rote Hefte gefunden. Seltsame Hefte, der Benutzer wird auf der ersten Seite aufgefordert, die